

Kirche und Gesellschaft

Herausgegeben von der
Katholischen Sozialwissenschaftlichen
Zentralstelle Mönchengladbach

Nr. 335

Jürgen Liminski

Erziehung: Kernkompetenz der Familie

J.P. BACHEM VERLAG

Die Reihe „Kirche und Gesellschaft“ will der Information und Orientierung dienen. Sie behandelt aktuelle Fragen u. a. aus folgenden Bereichen:

Kirche, Gesellschaft und Politik

Staat, Recht und Demokratie

Wirtschaft und soziale Ordnung

Ehe und Familie

Bioethik, Gentechnik und Ökologie

Europa, Entwicklung und Frieden

Die Hefte eignen sich als Material für Schule und Bildungszwecke.

Bestellungen

sind zu richten an:

Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle

Brandenberger Straße 33

41065 Mönchengladbach

Tel. 0 21 61 / 8 15 96 - 0 · Fax 0 21 61 / 8 15 96 - 21

Internet: <http://www.ksz.de>

E-mail: kige@ksz.de

Ein Prospekt der lieferbaren Titel sowie ein Registerheft (Hefte Nr. 1–250) können angefordert werden.

Redaktion:

Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle

Mönchengladbach

Erscheinungsweise: Jährlich 10 Hefte, 160 Seiten

2006

© J. P. Bachem Verlag GmbH, Köln

ISBN 3-7616-1907-3

In einem Bändchen über „moralische Grundbegriffe“ denkt der Philosoph Robert Spaemann auch über Erziehung nach. Er schreibt: „Nur an einer Wirklichkeit, die uns Widerstand leistet, können wir unsere Kräfte entwickeln... Der Erzieher hat die Aufgabe, das Kind an die eigenständige und widerständige Wirklichkeit heranzuführen. Die Mutter ist im allgemeinen die erste eigenständige Wirklichkeit, der das Kind begegnet. Und so ist dafür gesorgt, dass die Wirklichkeit zunächst als hilfreich und freundlich erfahren wird. Die Stiftung dieser Grunderfahrung – die Psychologie spricht vom Urvertrauen – ist das Wichtigste, was Erziehung überhaupt zu leisten hat. Denn wer auf eine Erinnerung an eine heile Welt zurückgreifen kann, wird leichter mit der unheilen fertig.“¹

Erziehung hat in der Tat mit der Wirklichkeit, mit Kräften und Fähigkeiten zu tun, mit der freundlichen Annahme des Kindes und deshalb auch mit der unheilen Welt, insofern diese liebende Annahme nicht vollzogen wird. Wer diese Grundvoraussetzung missachtet, dem gerät das Wohl des Kindes aus den Augen. Die Folgen aber bleiben nicht nur persönlich. Ja, es scheint so, als sei die Familienpolitik in Deutschland seit Jahrzehnten mit Blindheit geschlagen, als orientiere sie sich nur noch am ökonomischen Nutzen. Darauf macht jetzt auch der langjährige Ministerpräsident von Baden-Württemberg, Erwin Teufel, aufmerksam. Er kritisiert in diesem Zusammenhang das Konzept des Elterngeldes, weil es „nur der Wirtschaft“ nützt. „Sie hat das Konzept auch begrüßt. Sie denkt an die Aktivierung aller Frauen für die Erwerbsarbeit, wenn in wenigen Jahren die Arbeitskräfte auf Grund der negativen demografischen Entwicklung zurückgehen. Vorrang für die Entscheidung muss aber das Wohl des Kindes vor dem Bedarf der Wirtschaft haben.“² In einer für Politiker ungewöhnlichen Offenheit rügt er die familienpolitischen Aktivitäten der Großen Koalition: „Bislang hat die Große Koalition nicht einen Euro mehr für die Familie ausgegeben. Sie kürzt vielmehr an vielen Stellen und saniert teilweise den Haushalt zu Lasten der Familien und sie erhöht Steuern mit besonderer Belastung für die Familien. Ich verweise auf die für Mehrkinderfamilien so wichtige Förderung von Wohneigentum. ... Kürzung der Pendlerpauschale. Das Kindergeld wurde in seiner Bezugsdauer vom 27. auf das 25. Lebensjahr heruntergesetzt. ... Die Mehrwertsteuererhöhung wird Familien mit Kindern besonders treffen ... Wie will die Bundesregierung diese Sparmaßnahmen und Belastungen bei den Schwächsten rechtfertigen?“³

Auf diese pädagogischen, psychologischen, politischen und wirtschaftlichen Fehlentwicklungen ist in jüngster Zeit vielfach hingewiesen wor-

den, nicht zuletzt vom Bundesverfassungsgericht; geändert hat sich nahezu nichts. Politik und Wirtschaft zeigen sich taub oder unfähig, ein kohärentes Konzept für eine Familienpolitik zu entwickeln. Dabei legen die sich häufenden Ergebnisse der Hirn- und Bindungsforschung, der pränatalen Psychologie sowie der Entwicklungspsychologie, der pädagogischen Psychologie oder auch der experimentellen Säuglingsforschung nahe, dass das Kindeswohl oder die Bildung von Humanvermögen (die grundlegenden Fähigkeiten des Menschen, also nicht das Humankapital) in den ersten drei Jahren entscheidend sind für das spätere Leben des Einzelnen und auch für die Wirtschaft. Von der Bildung dieses Humanvermögens als Kern jeder umfassenden sozialen Reform, mithin jedes familienpolitischen Konzepts soll in den folgenden Seiten die Rede sein.

Die Wirtschaft lebt vom Humanvermögen

Der fünfte Familienbericht der Bundesregierung, er datiert aus dem Jahre 1994, also aus einer Zeit, da man sich in der Politik noch tiefere Gedanken über Familie machte, trägt den Titel „Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland – Zukunft des Humanvermögens“. In diesem Bericht versteht man unter Humanvermögen „die Gesamtheit der Kompetenzen aller Mitglieder einer Gesellschaft... und das Handlungspotential des Einzelnen“. Dazu gehört, wie der frühere sächsische Sozialminister Hans Geisler ausführt, „neben der Fachkompetenz, den Fähigkeiten und Fertigkeiten zur Lösung unterschiedlicher Aufgaben, gleichwertig die Daseinskompetenz, also die Befähigung zur Alltagsbewältigung, sowie der Erwerb von Werthaltungen und Handlungsorientierungen“.⁴ Vor allem die Familie sei der Ort, an dem Daseinskompetenz erzeugt und erhalten werde. „Mehr noch: Der Erwerb von Daseinskompetenz ... gelingt nahezu ausschließlich nur in familialen Bezügen.“⁵

Mit anderen Worten: Das Humanvermögen, die mittlerweile wichtigste, weil knapper werdende Ressource der modernen Wirtschaft, macht die grundlegenden Fähigkeiten des Menschen aus, wie das Lernenkönnen, das Miteinander-Umgehen-Können, Ausdauer haben, nach Lösungen suchen statt zu jammern, Gefühle erkennen und einordnen, Vertrauen schenken ohne naiv zu sein, Alltagsprobleme meistern. Es umfasst die soziale Kompetenz und die Fähigkeit, emotionale Intelligenz zu steuern und viele Eigenschaften mehr. Das ist weit mehr als faktisches Wissen. Der amerikanische Nobelpreisträger Gary Becker, ein neoliberaler Öko-

nom, der den Begriff des Humankapitals und des Humanvermögens in die Wirtschaft eingeführt hat und dafür auch seinen Preis bekam, sagte es auf einem Kongress 2002 in Berlin so: „Das grundlegende Humanvermögen wird in der Familie erzeugt. Die Schule kann die Familie nicht ersetzen“. Sicher ist, zumindest für Personalchefs größerer Unternehmen, dass die grundlegenden Fähigkeiten, die Daseinskompetenzen, mittlerweile eine fast so große Bedeutung erlangt haben wie die reine Fachkompetenz. Man redet von den soft skills, die von einem Human Resource Management nutzbar gemacht werden. Denn die besten Zeugnisse nützen nichts, wenn man es mit einem hochintelligenten aber asozialen Ekelpaket zu tun hat, es kann dem Betriebsklima und damit der Produktion mehr Schaden als Nutzen bringen. Die Zukunftsstudie „Unternehmen 2010“ der Beratungsgesellschaft Ernst & Young in Eschborn schreibt dazu: „Die entscheidenden Kompetenzen des Managers von morgen (sind) nicht sein Fachwissen, sondern seine Fähigkeit, mit anderen umzugehen und sich auf Menschen einzustellen ...“, denn in der heutigen Managergeneration fehle schon vielen „die gute Kinderstube“ – nicht zuletzt weil die Scheidungsrate längst bei 40 Prozent liege und die Familie fehle.

Ohne Humanvermögen keine Innovation

Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) hat 2005 erstmals eine Studie zum so genannten Innovationsindikator vorgelegt. Er misst die Innovationsfähigkeit in den Industrieländern und Deutschland liegt nach diesem Indikator im Mittelfeld der 13 Länder mit deutlichem Abstand hinter den Spitzenreitern USA und Finnland. Der Indikator erfasst die ökonomischen, technologischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen für Innovationen, zum Beispiel Bildung, Finanzierung, Selbständigkeit. Besonders schlecht schneidet Deutschland ab im Bereich Bildung, bei der gesellschaftlichen Akzeptanz von Innovationen – Stichwort Bedenkenträger – sowie bei der finanziellen Unterstützung von innovativen Firmenneugründungen. Und natürlich steht den Deutschen auch ihre Regelungswut im Weg. Eine ähnliche Studie, allerdings weltweit, hat das Weltwirtschaftsforum in Genf erstellt, ein weiteres Innovationsranking stammt vom Institut der deutschen Wirtschaft und Deutschland liegt auch da im Mittelfeld. Bei all diesen Statistiken wird das Humanvermögen nicht explizit als Kriterium aufgeführt. Das wäre kompliziert aber notwendig. Es ist implizit enthalten, etwa bei der individuellen Förderung in Finnland, wie die Pisa-Studie zeigte. Immerhin hätte das

gute Abschneiden Finnlands – die Finnen liegen bei fast jedem Faktor vor den Deutschen – stützig machen können. Für die Finnen ist offensichtlich jeder Einzelne wichtig, sie fördern individuell und sie berücksichtigen die Ergebnisse der Bindungsforschung. Angestrebt wird von Anfang an die Bildung von Humanvermögen, nicht dadurch, dass sie die Kinder gleich nach der Geburt in eine Krippe abgeben, sondern im Gegenteil, indem sie die Kleinstkinder individuell und zu Hause fördern. Mehr als neunzig Prozent der Kinder zwischen null und drei Jahren werden zu Hause erzogen, nicht immer von der eigenen Mutter, sondern auch mal von einer Tagesmutter, aber eben zu Hause in der vertrauten, emotionale Stabilität stiftenden Umgebung. Das lässt sich der Staat auch einiges kosten. Hier liegt eines der Geheimnisse des Pisa-Siegers Finnland offen.

Innovation verstanden als Kreativität ist keine geniale Ader, keine plötzliche Inspiration, kein geistiges Schlaraffenland, in dem die Ideen den Erfindern sozusagen schon patentiert zufliegen, sondern meist harte Mühsal und Arbeit. Es ist nämlich die Fähigkeit, durch Arbeit schon Vorhandenes zu finden, zu erfinden, Verborgenes freizulegen und zu erforschen, sei es durch bestimmte wissenschaftliche Methoden und Experimente, sei es durch innere menschliche Qualitäten, etwa die Gabe zu kombinieren. Es ist klar, dass hier die Motivation eine zentrale Rolle spielt, sie führt zu Initiativen, sie prägt die Ausdauer. John Kenneth Galbraith hat in den sechziger Jahren in seinem Bestseller über den Überfluss in der Industriegesellschaft gerade diese menschlichen, von Emotionen getragenen Faktoren wie Motivation und Identifikation als Schlüsselfaktoren der Produktivität gesehen und ihnen auch eigene Kapitel gewidmet.

Die Bedeutung des emotionalen Faktors

Für die Innovation bedarf es nicht nur einer physischen Disposition, sondern vor allem psychischer Fähigkeiten oder Eigenschaften, etwa Optimismus, Lebensmut, Neugier, Ausdauer, selbstbewusste Hartnäckigkeit, emotionale Eigenschaften also, die schwer messbar sind, die aber das Kombinieren fördern und erleichtern und die man zeitlebens anwenden kann aber vor allem in den ersten Jahren des Lebens erwirbt. Natürlich bleibt die fachliche Kompetenz, das faktische Wissen, unverzichtbar.

All das ist im Grunde nicht aufregend neu, schon Daniel Goleman hat in seinem bekannten Buch über die emotionale Intelligenz nachgewiesen, dass der EQ, der emotionale Quotient, das Maß an Empathie und Intuition, echte Produktionsfaktoren sind. Aber während Goleman noch strikt an der Unterscheidung zwischen Affekt und Kognition, zwischen Fühlen und Erkennen festhält, geht Stanley Greenspan, Professor für Psychiatrie an der Universität Washington, darüber hinaus. In seinem Buch „Die bedrohte Intelligenz – Die Bedeutung der Emotionen für unsere geistige Entwicklung“ beschreibt er die Emotionen als „Architekten des Gehirns“, als Baumeister komplexer kognitiver Operationen, als die Bausteine menschlichen Bewusstseins. Sie beeinflussen die Ausbildung moralischer Kategorien und seien die Grundlage für die Reifung menschlicher Intelligenz, mithin der Innovationskraft. Wie ein roter Faden durchzieht das Werk dieses Verhaltensforschers und Kinderarztes die Erkenntnis, dass eine Welt, die ihren Kindern in den ersten Lebensjahren Wärme, Zuneigung und Sicherheit verweigert, auf Dauer auch ihren Fortbestand gefährdet. Greenspan formuliert aus dieser Erkenntnis den, wie er es nennt, „menschlichen Imperativ, in der Familie, der Erziehung, der Psychotherapie, der Ehe und den Institutionen der Sozialfürsorge dem Wohl der Kinder, den zwischenmenschlichen Beziehungen und der Qualität der emotionalen Erfahrung den höchsten Rang einzuräumen“.⁶

Die Qualität des Humanvermögens hat also mit Emotionen und damit auch mit der Familie und ihren Lebensumständen als Quelle dieser Emotionen zu tun. In einer Gesellschaft aber, die die Familie als Primärquelle des Humanvermögens strukturell behindert, wie das Bundesverfassungsgericht wiederholt festgestellt hat, wird das Humanvermögen zur Mangelware. Hier ist auch die schiefe Ebene zu erkennen, auf dem der deutsche Bildungs-Turm steht. Es geht längst nicht mehr nur um Werte. Wenn Wirtschaft und Politik sich weiterhin weigern, den Zusammenhang zwischen Familie und Humanvermögen zu sehen, dann laufen auch alle Reformen der Sozial- und Bildungssysteme ins Leere.

Die Erkenntnisse der Hirn- und Bindungsforschung

Die Bildung des Humanvermögens ist auch in Deutschland Gegenstand der Forschung. Der Göttinger Hirnforscher Gerald Hüther hat sich mit mehreren Büchern hier Verdienste erworben. Er kommt in einem Vortrag zu dem Schluss: „Die wichtigste Voraussetzung für die Herausbildung und Stabilisierung komplexer neuronaler Verschaltungsmuster im

kindlichen Hirn ist emotionale Sicherheit (Sicherheit bietende Bindungsbeziehungen, Vertrauen).“ Diese Erkenntnis wird von der Bindungsforschung bestätigt. Die Regensburger Bindungsforscherin Karin Grossmann, die Schülerin von John Bowlby, dem Vater der Bindungsforschung, bestätigt anhand der Ergebnisse einer fünfundzwanzigjährigen Langzeitstudie den Zusammenhang zwischen frühkindlicher Bindung und späterer Entwicklung. Man kann ihre Arbeit folgendermaßen resumieren: Die Bindung an mindestens einen fürsorglichen Elternteil in den ersten Lebensjahren entscheidet maßgeblich über den Erfolg in Schule, Ausbildung, Beruf und Partnerschaft.⁷

Natürlich bedeutet Fürsorge Zeit. Schon Pestalozzi sprach davon, formulierte es in seinen berühmten drei großen Z: Zuwendung, Zärtlichkeit, Zeit. Das wichtigste Z ist die Zeit. Ohne Zeit keine oder wenig Zuwendung. Mangel an Zeit oder auch Doppelbelastung bedeutet Stress. Babies gestresster Mütter sind nach Erkenntnissen von Psychologen der Universität Wisconsin im späteren Leben selber überdurchschnittlich stressanfällig. Die Reaktionsart werde bereits im Kindesalter festgelegt. Für eine reife Sozialentwicklung sei entscheidend – auch hier wieder –, dass ein Baby in den ersten beiden Lebensjahren eine vertraute Person zur Seite habe, die es anlächelt und zärtlich mit ihm umgehe. Dabei würden Hormone in jener Gehirnzone freigesetzt, die für die Sozialentwicklung wichtig sei und später auch den Umgang mit den Gefühlen anderer beeinflussten. Betreuerinnen haben wenig Zeit und einen geregelten Arbeitstag, Mütter nehmen sich die Zeit für ihr Kind, wenn es sein muss rund um die Uhr. Hinzu kommt eine weitere Erkenntnis aus Amerika: Ab sechs, sieben Kindern ist die Förderkapazität der Erzieherinnen erschöpft, dann wird nur noch betreut nach dem Prinzip: satt, sauber, beschäftigt.

Neurowissenschaftliche und biochemische Studien haben unter Einsatz von Gehirnschans gezeigt, dass das Nervensystem nicht nur auf emotionale Stimuli reagiert, sondern sich dabei auch ausformt. Das Babygehirn ist noch ziemlich unstrukturiert und benötigt Stimulation zur Entwicklung – und zwar nicht nur kognitive Anregungen in Form von Spielen, Farben oder Musik, sondern auch liebevolle Begegnungen. Freundliches Lächeln, Augenkontakt und das Gefühl, umsorgt zu sein, erzeugen Wohlbehagen und setzen gleichzeitig im präfrontalen Kortex Hormone frei – in jenem Gehirnbereich also, der sich in den ersten Jahren formt und für eine reife Sozialentwicklung entscheidend ist. Je mehr positive soziale Interaktionen stattfinden, umso besser vernetzt ist der präfrontale

Kortex. Damit wird die – bisweilen angezweifelte – Bindungstheorie von John Bowlby durch biologische Forschung gestützt.

Die scheinbar simple Frage, ob ein hilflos schreiendes Baby in den Arm genommen werden sollte oder nicht ist angesichts dieser Erkenntnis nicht mehr eine Frage des Erziehungsstils. Unbestrittene Tatsache ist, dass Babys ihren eigenen Stress nicht abbauen können – sie können sich nicht bewusst ablenken, wenn sie erregt sind. In dieser Situation produziert der Hypothalamus Signalstoffe, die zur Ausschüttung des Stresshormons Kortisol führen. In späteren Jahren reagiert das Hirn dann auf Stresssituationen entweder mit hormoneller Überproduktion (Ängste und Depressionen sind die Folge) oder mit Unterversorgung (emotionale Kälte und Aggression). Der Anstieg des Kortisolspiegels während des Tages bei Kleinkindern in außerfamiliären Ganztagesbetreuungseinrichtungen ist jedenfalls nachgewiesen und „über längere Zeit erhöhte Kortisolwerte... können den Nervenzellen des Gehirns erheblichen Schaden zufügen“.⁸

Die kreative Kraft der Liebe

Die Schlussfolgerung aus solchen wissenschaftlichen Erkenntnissen kann nur lauten, dass ein Baby in den ersten Lebensjahren eine Person braucht, die ihm vertraut ist, die spürt, wie es dem Kind geht, die es anlächelt und zärtlich zu ihm ist. Die Psychotherapeutin Sue Gerhardt zweifelt, ob Fremdbetreuung diese Erziehungsqualität bieten kann. In ihrem Buch „Warum Liebe wichtig ist – Wie Zärtlichkeit das Gehirn des Babys formt“ schreibt sie: „Fremdbetreuten Kleinkindern fehlt möglicherweise die Erfahrung, von besonderer Bedeutung für einen anderen Menschen zu sein. Und sie lernen, dass sie auf Aufmerksamkeit zu warten haben.“⁹

Aber die Entwicklung des Gehirns und der Persönlichkeitsstruktur setzt schon lange vorher ein. Bereits vor seiner Geburt hat ein Baby über viele Wochen und Monate seine Sinnesorgane und das Gehirn trainiert. Im Mutterleib wird es eben nicht nur mit Nahrung versorgt, sondern die Informationsverarbeitung setzt ein und das Gehirn entwickelt sich, berichtet die Zeitschrift „bild der wissenschaft“ detailliert in ihrer Februarausgabe 2006. Hören, Sehen, Schmecken, Riechen – alles wird schon im Bauch der Mutter angelegt. Sinneseindrücke und Training beeinflussen die Reifung und Vernetzung des Gehirns nicht erst nach der Geburt – wie früher von Forschern angenommen –, sondern schon wenige Wo-

chen nach der Zeugung. Schon ab der sechsten Schwangerschaftswoche können Embryonen etwa Berührungen an Lippen und Nase spüren. Später, in der zweiten Schwangerschaftshälfte erzeugt der Embryo durch Stöße und Tritte von Armen und Beinen eine erste Landkarte über den eigenen Körper im Gehirn. Neben der Nährstoffversorgung über die Plazenta trinkt es auch Fruchtwasser und trainiert so die Geschmacksknospen. Ab der 24. Schwangerschaftswoche werden die Anlagen für das Hör-Erleben gelegt. Der Fötus scheint auf Signale von außen zu lauschen. Zu eintönig sind ihm dann Atmung, Herzpochen und Darmgluckern der Mutter. Versuche haben gezeigt, dass nach der Geburt nicht nur Stimmen wieder erkannt werden, sondern auch Melodien aus den Lieblingsfernsehsendungen der Mutter oder das Brummen des Computerlüfters. Letzteres kann dann zum Einschlaflied des Babys werden. All dies zeigt den Forschern, dass Kinder bereits im Mutterleib anfangen zu lernen. Die meisten Gehirnzellen, die der werdende Mensch im späteren Leben brauchen wird, entstehen schon in der ersten Schwangerschaftshälfte. In Spitzenzeiten bilden sich eine halbe Million Nervenzellen pro Minute.

Dieses ganze Panorama an pränatalen Erfahrungen wird in den ersten Monaten und Jahren nach der Geburt erweitert, die Entwicklung ist eine Selbstinnovation und wird zur Offenheit zum Leben, zur Neugier, zur Erfahrungssuche und zur Entdeckerlust. Der amerikanische Professor Thomas Verny schreibt: „Liebevolle, aufmerksame und verständige elterliche Fürsorge ist entscheidend.“¹⁰ Die Forschungsergebnisse beweisen, dass die Art der elterlichen Zuwendung mehr Einfluss auf die Hirnentwicklung hat als man je für möglich gehalten hätte. Denn, so kann man hinzufügen, dieses Vertrauen, diese emotionale Stabilität ermöglicht es, dass das Baby auf Entdeckungsreise geht, dass es Erfahrungen sammelt, dass der liebende Blick der Mutter oder des Vaters diese Erfahrung lobt und bestätigt und so die positiven Verschaltungen erst zustande kommen. Fehlt das Vertrauen, fehlt die Zuwendung, fehlt das Lächeln, fehlt die Bestätigung, dann fehlt die emotionale Sicherheit – zum Beispiel, weil es zu viel wechselnde Betreuungspersonen, weil es zu viel fremde Gerüche, zu viel Stimmen, zu viel andere Augen, zu wechselhafte Reaktionen auf Entdeckungsversuche gibt – und dann bleibt das Baby in seinem Schneckenhaus und sammelt eben nicht die synapsenbildenden Erfahrungen. Der Dichtorfürst Goethe hat das einmal bündig so beschrieben: Man lernt nur von dem, den man liebt.

Kernkompetenz der Familie

Liebe ist eine schöpferische Tat, eine Beziehungstat. Sie prägt die Bilder im Gehirn und gestaltet das Verhältnis von Personen zueinander, sie schafft existentielle Nähe. Die dauerhafte Erfüllung dieses Naturbedürfnisses geschieht in der Familie. Es gibt keinen anderen Ort in der Gesellschaft, an dem eine so selbstlose und tätige Liebe möglich ist. Familie führt zur wahren Freundschaft, zur selbstlosen Solidarität und es ist bezeichnend, dass auch in der wissenschaftlichen Literatur jenseits von Hirn- und Bindungsforschung „die Erzeugung solidarischen Verhaltens“ als ein Grund für den verfassungsrechtlichen Schutz der Familie genannt wird. Es sei eine Leistung, die in der Familie „in einer auf andere Weise nicht erreichbaren Effektivität und Qualität“ erbracht werde.¹¹

Die Familie ist ein Raum der Geborgenheit, der Lebensraum der selbstlosen Liebe. Es geht nicht nur um das genetische Band. Hier kommen Aspekte und Verhaltensmuster ins Spiel, die sich schwer messen lassen. Es geht um das Angenommen-Sein um der Person willen, ganz gleich was sie hat oder leistet, wie sie aussieht oder was sie tut. Es gibt das menschliche Grundbedürfnis nach dieser selbstlosen Liebe. Das Streben danach ist eine anthropologische Konstante. „Alles Glück ist Liebe“, sagt Josef Pieper. Schon Thomas von Aquin sagte, Liebe ist das Ur-Geschenk, alles, was uns sonst noch unverdient gegeben werden mag, wird erst durch sie zum Geschenk. Und, so lässt sich mit Alfred Adler folgern, alle menschlichen Verfehlungen sind das Ergebnis eines Mangels an Liebe.

Die Familie hat zwar im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte, also seit der Industrialisierung und der entstehenden Sozialgesetzgebung mehr und mehr die Aufgaben der wirtschaftlichen Erhaltung, der Daseinsvorsorge bei Krankheit, Invalidität, Alter usw. verloren oder an den Staat abgegeben und sich zunehmend auf die Funktionen der Zeugung des Nachwuchses, seiner Sozialisation und auf die Pflege der innerfamiliären Intim- und Gefühlsbeziehungen beschränkt. Aber ihre Kernkompetenz hat sie noch nicht aufgegeben. Diese Kompetenz ist die Pflege und die Stabilität der emotionalen Befindlichkeit, besonders in den ersten Jahren. Sie ist – wie dargelegt – auch die erste Quelle des Humanvermögens. Diese Funktion ist nicht zu ersetzen. Deshalb muß die Reform hier ansetzen. Genau das Gegenteil jedoch versucht die Politik mit ihren ökonomistischen Ansätzen, mit ihren Fremdbetreuungskonzepten, die den kalten Hauch der DDR atmen. Dabei weist der jüngste und siebte Familienbericht deutlich auf die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse

hin, aber aus Gründen, die man nur ideologisch einordnen kann, wird diesen Hinweisen nicht Rechnung getragen.¹²

In diesem Zusammenhang sei auch an das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland erinnert. Artikel 6 (Absatz 1) hält fest: „Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutz des Staates.“ Und in Absatz 2 heißt es: „Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht.“ Das Grundgesetz ist im Jahre 1949 verabschiedet worden. Damals gab es einen breiten Konsens darüber, dass eine Rückbesinnung auf die verloren gegangenen Wertfundamente nur gelingen kann, wenn die Familie die ihr gebührende Stellung in der Gesellschaft erhält. Die drohende Verstaatlichung der Erziehung und Betreuung könnte dazu führen, dass sowohl Artikel 6 GG schleichend ausgehebelt wird, als auch die Primärquelle für die Bildung von Humanvermögen versiegt.

Schon heute sind die Folgen einer verfehlten Familienpolitik zu beobachten. In die Grundschulen, ja selbst in die Kindergärten kommen Einzelpersonen mit einem ganz persönlichen „Gepäck“ an Humanvermögen. Dieses Vermögen gilt es eigentlich zu mehren. Davon hängt die Wettbewerbs- und die Reformfähigkeit eines Landes ab. So hat sich der deutsche Bildungsbaum zum Flachwurzler mit einer breiten, überladenen Krone entwickelt. Der familiäre Boden, der den Wurzeln der Persönlichkeitsentwicklung Nahrung aus der Tiefe spendet, ist trockener und steiniger geworden. Das Wurzelwerk ist krank. Der Mangel an Humanvermögen, die wichtigste Ressource von Wirtschaft und Gesellschaft, wird spürbar. Dennoch werden in keiner der im Bundestag vertretenen Parteien diese Zusammenhänge nachhaltig vernehmbar bedacht. Kein Arbeitskreis, weder bei den Sozialdemokraten noch in der Union, thematisiert diese grundsätzliche wirtschafts- und gesellschaftspolitische Problematik. Überall wird nur wie ein Mantra die „Fremdbetreuungslösung“ angeboten. Sie führt zu einer Mutterentbehmung, vor der manche doppelt – aus eigener Erfahrung und aus wissenschaftlichen Studien – kundigen Experten eindringlich warnen. Professor Johannes Pechstein (Mainz) gehört dazu und auch Hans Joachim Maaz, der Leiter der psychotherapeutischen Klinik in Halle, der mit seinem Buch „Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR“ nach der Wende erhebliches Aufsehen erregte. Maaz hat in einer Studie über Mutterschaftsstörungen auch eindringlich darauf hingewiesen, was das Kleinkind braucht und welche Schäden die Fremdbetreuung, der „Muttermangel“ und die „Muttermutterarmung“ nach sich ziehen können. Er schreibt: „In den ersten drei Le-

bensjahren des Kindes ist die Mutter die wichtigste Bezugsperson in jeder Hinsicht – durch nichts und niemanden wirklich zu ersetzen und ohne Schädigung des Kindes auch nicht zu kompensieren.¹³

Der drohende Verlust an Menschlichkeit

Die Zahl der Ökonomen wächst (leider nicht unter den Regierungsberatern), die darauf hinweisen, dass mit den fehlenden Kindern der Konsum sinkt, die Innovationskraft nachlässt und die Kosten der Sozialsysteme steigen. Aber das ist nur der ökonomische Aspekt der Reformblindheit. Die Blindheit in Sachen Humanvermögen schlägt auch auf die Qualität der freiheitlichen Gesellschaft durch. Wir werden nicht nur materiell ärmer, die Gesellschaft verliert auch qualitativ an Menschlichkeit. Wenn heute nachweislich fast 25 Prozent aller Kinder, die in die Schule kommen, verhaltensgestört sind, dann sind die Ursachen nicht in der Schule, sondern an den frühen Orten der Gefühlkultur zu suchen, sprich in der Familie beziehungsweise in den Krippen und Kindergärten. Es gibt allerdings einen fundamentalen Unterschied zwischen Betreuung und Erziehung. Betreuung heißt satt, sauber, beschäftigt. Erziehung aber ist, nach einem Wort von Johannes Paul II. „Beschenkung mit Menschlichkeit“.¹⁴

In diesem Zusammenhang kann auch auf einen Sachverhalt hingewiesen werden, den die Befürworter der Betreuungsideologie immer wieder vorbringen, nämlich die Frühsozialisierung von Einzelkindern. Diese würden in der Gruppe soziales Verhalten erlernen, was zu Hause wegen der fehlenden Geschwister nicht möglich sei. Diesem Argument liegt aber ein Denkfehler zugrunde. Kleinkinder lernen soziales Verhalten durch Imitation und zwar vor allem von Erwachsenen. Dieser vertikalen Imitation steht die horizontale Imitation durch die Gleichaltrigen gegenüber. Die horizontale Imitation wird in der Familie von Erwachsenen korrigiert (im Falle von Geschwistern) aber eben nur, wenn die Erwachsenen präsent sind. Bei einer Gruppe von mehr als zehn Kindern – und in den Kindergärten und Horten sind es heute durchschnittlich weitaus mehr – ist das schon nicht mehr möglich. Hier lernen die Kinder nicht soziale Kompetenz, sondern Anpassung.

Insgesamt gesehen werden Defizite bei der kindlichen Erziehung, die einen Verlust an Menschlichkeit nach sich ziehen, schon während der Schwangerschaft bzw. in den ersten Jahren Grund gelegt. Als Beispiel kann hier der Erwerb der Sprache dienen: Kinder werden mit einem rie-

sigen Sprachverarbeitungspotential geboren. Sie können Laute aller Sprachen dieser Welt unterscheiden. Im Laufe der ersten neun Monate wird diese Fähigkeit auf die eigene Muttersprache eingeeengt. Bis zum 12. Monat sind sie besonders empfänglich für Satzmelodien, für Tonhöhe, Tondauer und Pausen. Die so genannte „Motherese“, die Ammensprache oder der Baby-Talk kommen dieser Empfindsamkeit intuitiv entgegen. Erwachsene, insbesondere die Mütter und Großmütter, dehnen instinktiv die Vokale und wiederholen einzelne Worte. Die Kleinstkinder lernen durch den Sprachklang der vertrauten Stimme(n) schon Gefühle bei ihrer Bezugsperson zu differenzieren wie Ärger und Freude. Wechseln die Stimmen oder Gefühle durch den Wechsel von Bezugspersonen zu häufig, kann das Kleinstkind Probleme mit der emotionalen Stabilität bekommen, man könnte auch sagen mit dem Urvertrauen. Das A und O für die sprachliche Entwicklung ist also die soziale und emotionale Beziehung, die das Kleinkind erfährt. Sprache ist nicht Werkzeug des Denkens, sondern entwickelt sich im sozialen und emotionalen Miteinander, Kommunikation findet mit allen Sinnen statt. Einig sind sich alle, dass das Sprachverstehen der wichtigste Indikator für den späteren Schulerfolg ist, also auch für die Lernfähigkeit und die Fähigkeit, das Gelernte in Denkstrukturen zu kombinieren, also kreativ, „innovativ“ zu sein.

Dem Kindeswohl verpflichtet

Der Geburtenschwund stellt uns vor einen Wandel der Gesellschaft, der in der Geschichte einzigartig ist, mit anderen Worten: Er zwingt uns zu Innovationen. Aber gleichzeitig verringert sich das Potential an Innovationskraft und die Politik scheint nicht fähig zu sein, das vorhandene Potential innovationsfördernd zu nutzen. Was fehlt ist die Offenheit, die kreative Kraft der Liebe anzuerkennen. Wer Kinder sozusagen von der Wiege an in Fremdbetreuung geben will, dem mangelt es an Sinn für die Liebe. Papst Benedikt schreibt in seiner ersten Enzyklika: „Der totale Versorgungsstaat, der alles an sich zieht, wird letztlich zu einer bürokratischen Instanz, die das Wesentliche nicht geben kann, das der leidende Mensch – jeder Mensch – braucht: Die liebevolle, persönliche Zuwendung“. Und in der derselben Schrift: „Wer die Liebe abschaffen will, ist dabei, den Menschen als Menschen abzuschaffen.“¹⁵ Wenn die Politik sich weiter nur an den kurzfristigen Notwendigkeiten der Wirtschaft orientiert, gräbt sie sich selbst das Wasser für die Wettbewerbsfähigkeit ab. Zusätzlich versucht man der Bevölkerung weißzumachen, dass eine

höhere Frauenerwerbsquote auch zu mehr Geburten führen würde. Das ist nicht nur falsch, sondern auch herzlos, ideologisch, erbarmungslos.

Grundlegend für das Kindeswohl sind die emotionale Stabilität und aktive Kommunikation mit dem Kleinstkind. Hier beginnt die Reform. Sie hat deshalb vor allem eins zu verschaffen: Zeit, Zeit für das Kind in den ersten Jahren. Zeit für die Liebe. Das ist der Kern der Forderung nach Wahlfreiheit. Ich habe keine Wahlfreiheit, wenn ich verarme. Ich habe keine Wahlfreiheit, wenn ich diskriminiert und geradezu geächtet werde, weil ich Mutter sein will mit Leib und Seele. Ich habe keine Wahlfreiheit, wenn ich unfreiwillig einer Doppelbelastung ausgesetzt werde, deren Stress Liebe verhindert. Ich habe keine Wahlfreiheit, wenn meine gesellschaftlich nicht nur relevante, sondern notwendige Arbeit missachtet und nicht honoriert wird.

Es sind die Mütter, die jene Voraussetzungen schaffen, von denen der Staat lebt und die er selber nicht schaffen kann. Und gerade diese Personengruppe wird von der Politik ungerecht behandelt. Aber ohne sie gibt es kein Kindeswohl und keine Quelle des Humanvermögens, keine kreative Kraft der Liebe. Thomas von Aquin vergleicht die Gottesliebe nicht umsonst mit der Mutterliebe, weil die Mütter mehr daran dächten zu lieben als geliebt zu werden. Ihre kreative Liebeskraft sorgt zwar nicht für die heile Welt, aber für die Heilung der Welt. Teilhard de Chardin hat Mitte des vergangenen Jahrhunderts vorhergesagt, dass die Menschen eines Tages lernen würden, die Energien der Liebe nutzbar zu machen und dass dies ein ebenso entscheidender Entwicklungsschritt in der Menschheitsgeschichte sein werde wie die Entdeckung des Feuers. Hoffentlich behält er recht. In Deutschland jedenfalls badet man derzeit noch in den lauen Wassern der Ideologie.

Anmerkungen

- 1 Robert Spaemann, *Moralische Grundbegriffe*, München 1999, S. 35.
- 2 Erwin Teufel: *Maß und Mitte. Mut zu einfachen Wahrheiten*, Lahr 2006, S. 134.
- 3 ebenda, S. 137.
- 4 Hans Geisler, *Familie und Familienpolitik – Zukunft des Humanvermögens*, in: *Die Bedeutung der Familie in unserer Gesellschaft*, herausgegeben vom Arbeitskreis Evangelischer Unternehmer in Deutschland, Karlsruhe 1998, S. 6f.
- 5 ebenda

- 6 Stanley I. Greenspan, *Die bedrohte Intelligenz – Die Bedeutung der Emotionen für unsere geistige Entwicklung*, München 1997, S. 389.
- 7 vgl. Karin und Klaus Grossmann, *Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit*, Stuttgart 2004.
- 8 Vgl. Joachim Bauer, *Das Gedächtnis des Körpers*, 2004, S. 31f.
- 9 Sue Gerhardt, *Why love matters – how affections shape a baby’s brain*, zitiert nach Walter Braun, *Psychologie heute*, November 2004, S. 12.
- 10 Thomas R. Verny / Pamela Weintraub, *Das Baby von Morgen – Bewusstes Elternsein von der Empfängnis bis ins Säuglingsalter*, Hamburg, 2003, S. 256.
- 11 Vgl. Heinz Lampert, *Priorität für die Familie – Plädoyer für eine rationale Familienpolitik*, Berlin 1996, S. 10.
- 12 Vgl. Johannes Schwarte, *Missachtung des Kindeswohls*, in: *Neue Ordnung*, Oktober 2006, S. 337ff.
- 13 zitiert nach Johannes Schwarte, a.a.O. S. 341.
- 14 Johannes Paul II, *Brief an die Familien, Stein am Rhein* 1994, S. 41.
- 15 Enzyklika *Deus caritas est* von Papst Benedikt XVI. an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen über die christliche Liebe, 25. Dezember 2005, Hrsg: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, 28 b.

Literaturhinweis

Martine und Jürgen Liminski, *Abenteuer Familie. Erfolgreich erziehen. Liebe und was sonst noch nötig ist*, Augsburg, Neuauflage 2004.

Zur Person des Verfassers

Jürgen Liminski, Jahrgang 1950, Dipl. Info. Dipl. Pol., Moderator beim Deutschlandfunk, Geschäftsführer des Instituts für Demographie, Allgemeinwohl und Familie e.V.